

in Kooperation mit der *Kommission für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte* der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

erschienen in: Csáky, Moritz/Kury, Astrid/Tragatschnig, Ulrich (Hg.): *Kultur – Identität – Differenz. Wien und Zentraleuropa in der Moderne.* Innsbruck et al: Studienverlag 2004 (*Gedächtnis – Erinnerung – Identität 4*), pp. 13-43.

1 Lyotard, Jean-François: *Das postmoderne Wissen.* Wien: Böhlau 1986, p. 122 [Orig. *La condition postmoderne.* Paris: Éd. de minuit 1979, p. 68].

2 Cf. Reszler, André: *Le pluralisme. Aspects historiques et théoriques des sociétés pluralistes.* Paris: La table ronde 2001.

3 Cf. Kosselleck, Reinhard: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten.* Frankfurt/M.: Suhrkamp 1979, pp. 130-143, pp. 260-277.

4 Gauchet, Marcel: *Essai de psychologie contemporaine.* I. *Un nouvel âge de la personnalité.* II. *L'inconscient en redéfinition.* In: *Le débat* 99 (3-4/1998), 100 (5-8/1998), pp. 164-181, pp. 189-206.

5 Alfred Meißner an Moritz Hartmann [1839]. In: Wittner, Otto (Hg.): *Briefe aus dem Vormärz. Eine Sammlung aus dem Nachlaß Moritz Hartman.* Prag: Calve 1910, p. 20.

6 Le Rider, Jacques: *Modernité viennoise et crises de l'identité,* Paris: PUF 1994. [Das Ende der Illusion. Die Wiener Moderne und die Krisen der Identität, Wien: Böhlau 1990.]

Einleitung

Die Thematisierung von Pluralitäten, von Heterogenitäten, von Differenzen, von individuellen und kollektiven Fragmentiertheiten ist zu einem performativen Kriterium des Argumentierens in der Postmoderne geworden. Es entspricht dies, zu Ende des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts, der ganz konkreten Erfahrung einer Lebenswelt, die im Zeitalter der ökonomischen und kulturellen Globalisierung von kontinuierlichen Veränderungen, von politischen Transformationen, von sozialen Brüchen und von einem sich beschleunigenden globalen Angebot ökonomischer und kultureller Produkte bestimmt wird. Kein geringerer als der Philosoph Jean-François Lyotard hat diese Situation in seinem zum Kultbuch der Postmoderne avancierten *La condition postmoderne* zur Grundlage seiner Überlegungen gemacht. Die ›großen Erzählungen‹ (*grands récits*), d.h. holistische Konzepte, mit deren Hilfe individuelle und kollektive Legitimierungen, die Konstruktion von Identitäten, früher stattgefunden hätten, wären zu Ende und sind für die Gegenwart von keiner Valenz mehr: »Die Sehnsucht nach der verlorenen Erzählung«, stellt Lyotard lapidar fest, »ist für den Großteil der Menschen selbst verloren.« An ihre Stelle sei die Delegitimierung von alten Mustern und die immer wieder neu zu leistende Konstitution von andauernd wechselnden Referenzbezügen getreten, die nun zu vielfältigen, variablen Orientierungsangeboten avancieren.¹

In einer derart von Heterogenitäten und Pluralitäten bestimmten Lebenswelt erhält vor allem die Frage nach den Konditionen der individuellen und kollektiven Identität eine neue qualitative Dimension.² Denn diese wird nun zunehmend von flüchtigen, »flüssigen«, flottierenden, lokal immer weniger kodierten kulturellen Bezugspunkten bestimmt, lässt sich von translokalen Identifikatoren leiten, die nicht nur auf einer (z.B. einer nationalen), sondern auf einer Vielzahl von »Geschichten« beruhen und die folglich an unterschiedlichen Gedächtnissen bzw. an einem globalen Gedächtnis partizipieren.³

Es lässt sich allerdings feststellen, dass die von Lyotard beschriebenen Prozesse keineswegs nur Symptome einer so genannten Postmoderne bzw. ›zweiten Moderne‹ (Ulrich Beck) sein dürften; vielmehr erscheinen die von Marcel Gauchet⁴ heute beobachteten Desidentifikationen (›désidentification‹) von alten Referenzsystemen und Desidealisationen (›désidéalisation‹) von gewohnten Wertmustern auch im habsburgischen Vielvölkerstaat von überaus bedeutender Wirkung auf Identitätenbildungen bzw. ihrer Konstruktionen gewesen zu sein.

Die Tatsache, dass sich Individuen von alten, vermeintlich »stabilen« Bezugspunkten zu lösen beginnen und sich mit dem Angebot an einer Vielzahl von neuen, »beliebigen« Referenzen auseinandersetzen müssen, hatte gerade auch in dem hier zu behandelnden kulturellen Kontext zu der Entwicklung bzw. Konstruktion neuer sinnstiftender Vorgaben (Holismen bzw. holistischer Systeme) wie z.B. dem nationalen Diskurs geführt. Man kann dies als eine Reaktion auf bereits bestehende Krisensymptome sehen, die sich gerade aus den Erfahrungen einer sich akzeleriert differenzierenden Lebenswelt ergaben.

Es war dies zunächst eine Folge der Modernisierung, die in ganz Europa zu Veränderungen herkömmlicher gesellschaftlicher Strukturen, d.h. zu einer beschleunigten sozialen Ausdifferenzierung führte, die in den rasch anwachsenden urbanen Milieus besonders deutlich sichtbar wurde. Damit ging auch der Verlust herkömmlicher Orientierungsmuster einher, was zuweilen als ›Zerrissenheit‹ empfunden wurde⁵ und zur subjektiven, individuellen Differenziertheit und Fragmentiertheit beitragen konnte. Den Beginn der ›Moderne‹ als Epoche könnte man mit der bewussten (z.B. in der Literatur, in der Philosophie) oder unbewussten Reflexion (z.B. in der Kunst, in der Musik) dieser Situation ansetzen. Während dieser selbstreflexive Charakter für die europäischen ›Modernen‹ ganz allgemein gilt, kam es in Zentraleuropa zu einer zusätzlichen Potenzierung der modernisierungsbedingten Fragmentiertheit und ihrer Reflexion infolge einer Differenziertheit, die sich der traditionellen ethnisch-kulturellen, sprachlichen und religiösen Heterogenität der Region verdankte. Es ist somit nicht verwunderlich, dass gerade hier um 1900 Krisen- und Konfliktsymptome deutlicher wahrgenommen wurden als in anderen europäischen Kontexten, dass die ›crises de l'identité‹⁶ hier tiefer reichten, bewegte man sich doch zunehmend nicht mehr in einem gewohnten

7 Ernst Mach machte bereits 1882 darauf aufmerksam, dass »Identität mehr durch die Umgebung, als durch die psychische Identität« bestimmt würde. Cf. Mach, Ernst: Auszüge aus den Notizbüchern 1871-1910. In: Haller, Rudolf/Stadler, Friedrich (Hg.): Ernst Mach – Werk und Wirkung. Wien: Hölder - Pichler - Tempsky 1988, p. 180.

8 Lyotard 1986, p. 121–122.

Umfeld, sondern in unterschiedlichen, ja widersprüchlichen Kommunikationsräumen, deren »Sprachen« man sich erst aneignen musste.⁷ Das machte auch eine kontinuierliche Delegitimierung von herkömmlichen Referenzbezügen notwendig.

Die heute immer wieder konstatierten Phänomene der Erfahrung und Forderung von Delegitimierungen spiegeln also nicht erst eine Befindlichkeit des ausgehenden 20. Jahrhunderts wider, sie wurden vielmehr bereits zur Zeit der vergangenen Jahrhundertwende gemacht, vor allem im Wien der Jahrzehnte um 1900. Zwar hätte man damals, gemäß Lyotard, diese Situation erkannt, wäre mit ihr jedoch noch nicht zurecht gekommen, was jenem Pessimismus und jener Trauerarbeit (»travail de deuil«) Vorschub geleistet hätte,

der die Generation der Jahrhundertwende in Wien genährt hat: die Künstler Musil, Kraus, Hofmannsthal, Loos, Schönberg, Broch, aber auch die Philosophen Mach und Wittgenstein. Sie haben ohne Zweifel das Bewusstsein wie die theoretische und künstlerische Verantwortung der Delegitimierung so weit wie möglich ausgedehnt.

Wittgenstein hätte dann »in seiner Untersuchung der Sprachspiele die Perspektive einer anderen Art von Legitimierung als die der Performativität« entworfen: »Mit ihr hat die postmoderne Welt zu tun.«⁸ Ist dieser Bezug auf Wien und auf Zentraleuropa um 1900, den Lyotard nahe legt, richtig und wenn ja, wie lässt er sich erklären? Lässt er sich aus einem übergreifenden sozial-kulturellen und historischen Kontext begreifen und in einen solchen einordnen?

Differenziertheit und Modernisierung

Um auf diese Fragen zu antworten, erscheint es wichtig, *erstens* ganz kurz auf die großen ökonomischen, technischen und sozialen Transformationen (Modernisierung) seit dem 18. Jahrhundert aufmerksam zu machen. Diese Veränderungen wirkten sich ganz maßgeblich auf das individuelle und kollektive Bewusstsein aus. Das moderne Leben, vor allem in den rasch anwachsenden urbanen Räumen, wurde durch die technischen Innovationen und durch das reiche Warenangebot zwar angenehmer, bequemer und gesicherter. David F. Good hat überzeugend darauf hingewiesen, dass die Modernisierung gerade auch für Zentraleuropa (Donaumonarchie) eine vereinheitlichende, im regionalen Sinne »globalisierende« Funktion gehabt hätte.⁹ Andererseits hatte freilich die Modernisierung auch eine akzelerierte soziale Ausdifferenzierung zur Folge, die mit großen gesellschaftlichen Veränderungen und Verunsicherungen einherging. Wir wissen, dass die Zuordnung zu neuen Dienstleistungssektoren sehr oft mit einem sozialen Abstieg einherging, soziale Not mit sich brachte und alte Orientierungsmuster obsolet erscheinen ließ. Sowohl die modernen Massenparteien als auch die (neue) nationale Ideologie (als eine »große Erzählung«) können als Re-Aktionen auf eine solche Situation verstanden werden: Die nationale Ideologie versprach eine neue, gesicherte Existenz innerhalb eines vereinheitlichten, übergreifenden sozialen Raumes, einer imaginierten, d.h. »konstruierten« Gemeinschaft, der Nation.¹⁰ Dennoch hatte die akzelerierte innergesellschaftliche Ausdifferenzierung innerhalb der sozialen Stratigraphie eine Vielzahl von »Fremdheiten« hervorgebracht. Dadurch wurden die Referenzsysteme als Orientierungsmuster für Individuen und ganze soziale Gruppen nicht nur komplexer, sondern vielfältiger und beliebiger. Die bewusste oder unbewusste Reflexion dieser Situation ist eines der hervorstechenden Merkmale der »ersten« Moderne, »Sprache« – im wörtlichen und im übertragenen Sinne – wurde als brüchig erfahren. Ein literarisches Produkt erweckte, wie Friedrich Nietzsche 1888 feststellen zu können glaubte, den Eindruck, kein Ganzes mehr zu sein.¹¹ Diese Beobachtung, die bereits das »Ende der großen Erzählung« vorwegzunehmen scheint, ist nichts anderes als die Reflexion jener krisenhaften Veränderung, die eine Folge der sozial-ökonomischen Transformationen war. »Wir haben«, notierte fünf Jahre nach Nietzsche der junge Hugo von Hofmannsthal in einem seiner ersten Essays, »gleichsam keine Wurzeln im Leben und streichen, hellsichtige und doch tagblinde Schatten, zwischen den Kindern des Lebens umher.«¹² Und 1910 meinte der junge Philosoph Georg Lukács im *Nyugat* (Westen), der renommierten Zeitschrift der ungarischen Moderne: »Mit dem Verlust der Stabilität der Dinge ging auch die Stabilität des Ichs verloren; mit dem Verlust der Fakten gingen auch die Werte verloren. Es blieb nichts außer Stimmungen.«¹³ Es sind dies insgesamt Benennungen jener Krisensymptome, die sich der inneren, vertikalen Differenziertheit der Gesellschaft verdanken

9 Good, David F.: The Economic Rise of the Habsburg Empire 1740–1914. Berkeley: Univ. of California Press 1984. [Der wirtschaftliche Aufstieg des Habsburgerreiches. Wien, Graz: Böhlau 1986.]

10 Cf. dazu v.a. Anderson, Benedict: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt/M., New York: Campus 1988; Berlin, Isaiah: Der Nationalismus. Frankfurt/M.: Hain 1990; Hobsbawm, Eric: Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780. Frankfurt/M.: Campus 1991; Gellner, Ernest: Nationalismus und Moderne. Berlin: Rotbuch 1991; Ders.: Nationalismus. Kultur und Macht. Berlin: Siedler 1999; Pomian, Krzysztof: Europa und seine Nationen. Berlin: Wagenbach 1990; Cf. auch La tyrannie du national. Entretien avec Gérard Noiriel. In: Ruano-Borbalan, Jean-Claude (Hg.): L'histoire aujourd'hui. Auxerre: Sciences Humaines Éd. 1999, pp. 113-118.

11 »Womit kennzeichnet sich jede literarische *décadence*? Damit, dass das Leben nicht mehr im Ganzen wohnt. Das Wort wird souverain und springt aus dem Satz hinaus, der Satz greift über und verdunkelt den Sinn der Seite, die Seite gewinnt Leben auf Unkosten des Ganzen – das Ganze ist kein Ganzes mehr.« Nietzsche, Friedrich: Der Fall Wagner [1888]. In: Ders.: Kritische Studienausgabe. Hg. v. Giorgio Colli, Mazzino Montinari. Bd. 6. München: Walter de Gruyter 1980. p. 27 (indir. Zit. aus Bourget, Paul: Essai de psychologie contemporaine. Paris 1883; cf. *ibid.* Bd. 14, p. 405).

НАКАНИИ REVISITED

12 von Hoffmannsthal, Hugo/ D'Annunzio, Gabriele [1893]. In: von Hoffmannsthal, H.: Gesammelte Werke. Reden und Aufsätze I: 1891–1913. Hg. v. Bernd Schoeller/Rudolf Hirsch, Frankfurt/M.: Fischer 1979, p. 175.

13 Lukács, Georg (György): Die Wege gingen auseinander. Zit. in: Ugrin, Aranka/Vargha, Kálmán (Hg.): »Nyugat« und sein Kreis 1908–1941. Leipzig: Reclam 1989, p. 66.

14 Cf. dazu Stachel, Peter: Ein Staat, der an einem Sprachfehler zugrunde ging. Die »Vielsprachigkeit« des Habsburgerreiches und ihre Auswirkungen. In: Feichtinger, Johannes/Ders. (Hg.): Das Gewebe der Kultur. Kulturwissenschaftliche Analysen zur Geschichte und Identität Österreichs in der Moderne. Innsbruck et al.: Studienverlag 2001, pp. 11–45.

15 John, Michael/Lichtblau, Albert: Schmelztiegel Wien – einst und jetzt. Zur Geschichte und Gegenwart von Zuwanderung und Minderheiten. Wien, Köln: Böhlau 1990, p. 14. Nach Gérard Noiriel betrug im ausgehenden 19. Jahrhundert der Anteil der Immigranten unter der französischen Arbeiterschaft 15%; überhaupt wäre die Bevölkerung Frankreichs auch in der Gegenwart die am meisten durchmischte, mehr noch als jene der Vereinigten Staaten: »La population française est l'une de celle qui, dans le monde entier, a été la plus renouvelée au XXe siècle par immigration; plus même qu'aux Etats-Unis«, In: Noiriel 1999, p. 114; Cf. auch Ders.: Le Creuset français, histoire d'immigration XIXe-XXe siècles, Paris: Seuil 1988. Überhaupt wird dem Mythos von einer kohärenten »Nation française« eine deutliche Absage erteilt: »On sait de manière fiable que 20% de la population française, par ascendance paternelle ou maternelle, possède une origine étrangère (10 à 12 millions de personnes). Evidemment, si l'on remonte au-delà de trois générations, les proportions seraient plus importantes, surtout si l'on tient compte des changements de nom du XIXe siècle«. In: Les Mécanismes de l'intégration. Entretien avec Pierre Milza. In: Ruano-Bourbalan (Hg.) 1999, p. 119.

16 John/Lichtblau 1990, pp. 14–17, p. 18.

17 Till, Rudolf: Ein Plan der Gliederung Wiens in Nationalitätenviertel. In: Wiener Geschichtsblätter 10 [70] 1955, pp. 73–76.

18 Gerevich, László (Hg.): Budapest története [Geschichte von

und die in Paris, der »Großstadt der Moderne« (Walter Benjamin), bereits eine Generation früher Charles Baudelaire thematisiert hatte. Sie waren also von gesamteuropäischer Relevanz. Warum aber wurden diese Krisensymptome in Wien und in anderen urbanen Milieus Zentraleuropas (z.B. in Prag, in Budapest, aber auch im Krakau Przybyszewskis) deutlicher wahrgenommen als anderswo, so dass man hier, nicht nur der Beobachtung Lyotards, sondern auch anderen Analysen folgend, zu einer ganz bewussten Delegitimierung kommen konnte?

Differenziertheit und Region

Es müssen sich daher *zweitens* Kriterien namhaft machen lassen, die in Wien bzw. in Zentraleuropa von zusätzlicher Relevanz gewesen sein müssen. Die rasche Vergrößerung der urbanen Milieus war auch hier eine Folge der Modernisierung, sie geschah auch hier, wie im Europa des 19. Jahrhunderts ganz allgemein, durch die Zuwanderung der Bevölkerung aus den umliegenden Regionen. Was den Prozess der Urbanisierung im zentraleuropäischen Raum jedoch von vergleichbaren Prozessen in anderen europäischen Gebieten unterschied, war die Tatsache, dass die Bevölkerung der umliegenden Region ethnisch und sprachlich-kulturell differenziert, heterogen war. Einer solchen *traditionalen horizontalen Differenziertheit* der Region war man sich zwar auch in früheren Zeiten bewusst gewesen, die ethnisch-kulturelle Differenziertheit konnte aber jetzt in der Dichte eines urbanen Milieus tagtäglich erlebt werden und diese praktische Begegnung mit »Fremdheiten« war keineswegs beruhigend, stabilisierend, sondern trug ganz wesentlich zu einer Orientierungslosigkeit bei. Die modernisierungsbedingte *vertikale Differenziertheit* der Gesellschaft und die sich daraus ergebende Fragmentiertheit des individuellen und kollektiven Bewusstseins wurde also in den urbanen Zentren der zentraleuropäischen Region durch diese *horizontale ethnisch-kulturelle Differenziertheit* zusätzlich potenziert.¹⁴

Die Erfahrung von ethnisch-kulturellen »Fremdheiten« betraf zwar auch andere europäische Städte. Die Industrialisierung versprach vielen eine wirtschaftliche Besserstellung und löste seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts europaweit große Migrationen aus. Betrug jedoch um 1900 der Anteil von »Fremden« in Paris nur 6,3%, machte er in Wien mehr als 50% aus.¹⁵ Die Haupt- und Residenzstadt zählte damals 1,7 Millionen Einwohner. Unter ihnen befanden sich mehr als 500.000 Zuwanderer aus Böhmen und Mähren (30% der Bevölkerung), von denen 44% aus rein tschechischsprachigen, 28,6% aus überwiegend tschechischsprachigen und nur 11,4% aus deutschsprachigen Gebieten stammten. 140.000 Immigranten kamen aus den Ländern der ungarischen Krone (8,4%), ca. 100.000 aus Galizien, der Bukowina und anderen Teilen der Monarchie und 250.000 aus den ehemaligen Erblanden, den heutigen österreichischen Bundesländern (15,2%).¹⁶ Schon in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurde daher aufgrund der vielen Zuwanderer empfohlen, Wien in Nationalitätendistrikte aufzuteilen.¹⁷ 1890 zählte Budapest 500.000 Einwohner, doch nur 39% waren dort geboren, 52% stammten zumeist aus dem ethnisch und sprachlich heterogenen ungarischen Königreich,¹⁸ von dem das *Pallas-Lexikon* aus dem Millenniumsjahr 1896, als die Magyarisierung bereits ein wesentliches Kriterium der offiziellen Politik geworden war, vermerkte:

Ungarn ist in bezug auf seine Nationalitäten ein überaus gemischtes Land, in dem entweder die Majorität der einzelnen Nationalitäten in einem zusammenhängenden Gebiet lebt oder in dem in der gleichen Gegend mehrere Nationalitäten miteinander dicht vermischt vorkommen. [...] Von der nichtungarischen Bevölkerung spricht in den Munizipalstädten 38,2% (1881: 29,2%), in den geordneten Ratsstädten 31,2% (1881: 26,4%) ungarisch, im gesamten Land hingegen nur 13,8% (1881: 11,1%), was ganz deutlich darauf hinweist, dass die Brennpunkte und Säulen der Magyarisierung die Städte sind.¹⁹

Der Anteil der in sich heterogenen jüdischen Einwohner Wiens erhöhte sich 1910 auf 7,8%, in Budapest auf circa 24%, in Krakau auf ungefähr 27% und in Czernowitz, einer Kleinstadt im Osten der Monarchie, auf über 30% der Gesamtbevölkerung,²⁰ während in Prag sowohl das Bekenntnis zur deutschen Sprache als auch der jüdische Bevölkerungsteil stetig abnahmen, von 6,5% im Jahre 1880, 5,9% im Jahre 1890 auf 4,7% im Jahre 1910,²¹ was zu einer allgemeinen Verunsicherung unter den deutschsprechenden Juden Prags beigetragen haben mag. Die Ängste Franz Kafkas könnten also auch darin begründet gewesen sein, in der Abnahme des Judentums, dem er entstammte, und in der Marginalisierung des Deutschen, dessen er sich als Schriftsteller bediente.

Budapest]. Bd. 3. Hg. von Kosáry Domokos. Budapest: Akadémiai 1975, p. 399; Bd. 4. Hg. von Vörös Károly. Budapest: Akadémiai 1978, pp. 378-386.

19 »Magyarország ... Népeesség« [Ungarn ... Bevölkerung] (von Thirring Gusztáv). In: A Pallas Nagy Lexikona [Das große Pallas-Lexikon], Band XII, Budapest: Pallas Irodalmi és Nyomdai Részvénytársaság 1896, p. 89.

20 Pándi, Lajos (Hg.): Köztes Európa 1763-1993 [Zwischeneuropa 1763-1993]. Budapest: Osiris Kiadó 1997, pp. 76-83.

21 Havranek, Jan: Structure sociale des Allemands, des Tchèques, des chrétiens et des juifs à Prague, à la lumière des statistiques des années 1890-1930. In: Godé, Maurice/Le Rider, Jacques/Mayer, François (Hg.): Allemands, Juifs et Tchèques à Prague. Deutsche, Juden und Tschechen in Prag 1890-1924. Montpellier: Univ. Paul Valéry 1996, p. 72-73.

22 Für die Wiener Sprache, die »eines der komplexesten und interessantesten Idiome Europas« wäre, cf. Hornung, Maria: Sprache In: Csendes, Peter/Oppl, Ferdinand/Goldmann, Friederike: Die Stadt Wien. Österreichisches Städtebuch. Bd. 7. Hg. von Othmar Pockl. Wien: Verl. der ÖAW 1999, pp. 85-95; Dies./Swosil, Leopold: Wörterbuch der Wiener Mundart. Wien: ÖBV 1998. Über die »krealisierende« Wiener Sprache äußerte sich auch Theodor W. Adorno: »Zu diesem Sachverhalt stimmt es, daß in kulturell geschlossenen Bereichen der deutschen Sprache, wie dem Wienerischen, wo vorbürgerlich-höfische, elitäre Züge durch Kirche und Aufklärung mit der Volkssprache vermittelt sind, die Fremdwörter, von denen dieser Dialekt wimmelt, jenes exterritoriales und aggressiven Wesens entragten, das ihnen sonst im Deutschen eignet. Man braucht nur einmal von einem Portier etwas von einem rekommandierten Brief gehört haben, um des Unterschieds innezuwerden, einer sprachlichen Atmosphäre, in der das Fremde fremd ist und zugleich vertraut, so wie im Gespräch jener beiden Grafen über Hofmannsthals Schwierigen, in dem der eine beanstandet, »er läßt uns doch gar zu viele Worte auf ieren sagen«, worauf der andere antwortet: »Ja, da hätt' er sich schon ein bisserl menagieren können.«. Adorno, Theodor W.: Wörter aus der Fremde. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Hg. von Rolf Tiedemann, Bd. 11: Notizen zur Literatur. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 1998, p. 220.

Von den Einwohnern Wiens waren 1880 nur 38%, 1900 46% in Wien geboren. Die anderen waren aus ökonomischen Gründen in die Stadt gekommen und waren, wollten sie Erfolg haben, gezwungen, sich an das neue städtische Milieu und vor allem an die dominante Gruppe anzugleichen bzw. zu assimilieren. Eine solche »innere Kolonisierung« konnte von Seiten der dominanten Gruppe zwar als tolerante Akzeptanz des Fremden gedeutet werden, dennoch vermochte auch eine solche Einstellung Unterschiedlichkeiten (Differenzen) nicht völlig aufzuheben. Sie wurden zum Vorwand für Stereotypisierungen, durch die Fremdheiten erst geschaffen bzw. festgeschrieben wurden. Die Assimilation forderte von Seiten der Zuzügler eine kontinuierliche Delegitimierung von traditionellen Bindungen oder zumindest das Wechseln zwischen unterschiedlichen kulturellen Ordnungsmustern bzw. Wertvorstellungen, wodurch die von der Modernisierung verursachte Differenziertheit und Verunsicherung nur noch verstärkt wurde. Auch die schichtspezifisch unterschiedliche Intensität von Assimilationen bzw. Akkulturationen trug zu einer Vervielfältigung und Differenzierung im städtischen Raum bei. Abgesehen von dieser ethnisch-kulturellen und sprachlichen Vielfalt waren die urbanen Milieus schon in sich, nach sozialen Schichten und selbst innerhalb einzelner Schichten äußerst differenziert, sichtbar bspw. in der unterschiedlichen Ausformung von Alltagssprachen, die von einer Vielfalt von Dia- oder Soziolekten²² geprägt waren, in unterschiedlichen Ess- und Trinkgewohnheiten oder in deutlich voneinander abweichenden Umgangsformen im Alltag. Dazu kam noch die unterschiedliche identitätsstiftende Funktion einzelner Bezirke, die sich zum Teil aus eingemeindeten Vororten zusammensetzten; sie ist in Wien bis in die Gegenwart von nicht unerheblicher Relevanz geblieben. All diese unterschiedlichen kulturellen Merkmale konnten beispielsweise zwei gebürtige Wiener viel eher voneinander unterscheiden, als einen Wiener von bspw. einem »fremdsprachigen« Zuwanderer, wenn beide der gleichen Berufsgruppe angehörten.

Die Tatsache, dass zahlreiche Kulturproduzenten »Fremde« bzw. Assimilanten waren, bspw. aus dem zunehmend ausgegrenzten Judentum stammten, mag ein Indiz für die Richtigkeit jener kulturtheoretischen These sein, wonach »Marginalisierte« ein erhöhtes kreatives Potential besäßen.²³ Darauf hatte auch Theodor W. Adorno Bezug genommen, als er die »Zweite Wiener Schule« charakterisierte:

Wie Beethoven und Brahms hatte Schönberg, obwohl in Wien geboren, etwas vom Zugewanderten, gleich vielen Bewohnern der Metropole der Donaumonarchie. Nicht nur weil sein Vater aus der Slowakei und seine Mutter aus Prag stammte. Ihn selber umgab eine Schicht des Fremden, nicht ganz Zugehörigen, nicht ganz in die westliche Zivilisation Hineinpassenden. Der Haß, dem er bis heute drinnen und draußen begegnet, hat damit gewiß etwas zu tun.²⁴

Individuen, die solche kulturellen Plurivalenzen, d.h. eine mehrfache »mémoire culturelle« in sich vereinigten, bewegten sich demnach gleichzeitig in mehreren Kommunikationsräumen, waren nicht ausschließlich auf nur eine Kultur ausgerichtet, sondern vermochten zwischen mehreren Kulturen zu vermitteln und unterschiedliche, manchmal auch widersprüchliche kulturelle Elemente auf eine unerwartete Weise miteinander zu verschränken. »Menschen, die zu solchen *Kulturen der Hybridität* gehören«, meint Stuart Hall, »mußten den Traum oder die Ambition aufgeben, irgendeine »verlorene« kulturelle Reinheit, einen ethnischen Absolutismus wiederentdecken zu können.«²⁵ Doch gerade deshalb wurde die ethnisch-kulturelle Heterogenität in der engen Dichte der Städte auch als Bedrohung empfunden, erfuhr man doch hier das Andersartige, das Differente, vor allem das »Fremde« tagtäglich in unmittelbarer Nähe und lief dadurch selbst Gefahr, bspw. als Angehöriger einer ökonomisch dominanten Gruppe, in eine kulturell anscheinend minoritäre Lage gedrängt zu werden.

Ähnliche Beobachtungen lassen sich – wie bereits angedeutet – auch in anderen Städten des Vielvölkerstaates machen. Aber auch an den Sprach- bzw. kulturellen Grenzen innerhalb des Reichs führten die ständigen Friktionen zwischen verschiedenen kulturellen Systemen, zwischen den sich überlappenden Kommunikationsräumen, zum Aufkommen nationaler Mythen und Erzählungen, denen entgegenzuwirken das vorrangigste Ziel habsburgischer gesamtstaatlicher Diskurse war. Diesen Konstruktionen einer ursprünglichen und »reinen«, d.h. national kodierten Verfasstheit regionaler Teilbereiche des Gesamtstaates setzte also eine zwar konstruierte, aber den Grundbedingungen der Region und der alltäglichen Erfahrung eher entsprechende dynastische kollektive Identität eine positiv konnotierte Kultur der Differenz entgegen, die in vielen verschiedenen kulturellen Texten zu einem bestimmenden

23 Park, Robert Ezra: Human Migration and the Marginal Man. In: *The American Journal of Sociology* 33 (1928), pp. 881-893; Stonequist, Everett V.: *The Marginal Man: A Study in Personality and Culture Conflict*. New York: Random House 1965; Stagl, Justin: *Kulturanthropologie und Gesellschaft. Eine wissenschaftssoziologische Darstellung der Kulturanthropologie und Ethnologie*, Berlin 1981, pp. 77-96; Schmitt, Jean-Claude: *L'histoire des marginaux*. In: Le Goff, Jacques (Hg.): *La nouvelle histoire*. Paris: Retz 1978, pp. 277-305; Feichtinger, Johannes: *Kulturelle Marginalität und wissenschaftliche Kreativität. Jüdische Intellektuelle im Österreich der Zwischenkriegszeit*. In: Feichtinger/Stachel 2001, pp. 311-333, bes. pp. 312-317; cf. auch die klassischen Texte von Simmel, Georg: *Der Arme*, und: *Exkurs über den Fremden*. In: Ders.: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Hg. v. Ottheim Rammstedt. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1992, pp. 512-555, pp. 764-771.

24 Adorno, T.W.: Wien. In: Ders. 1998, Bd. 16: *Musikalische Schriften I-III*, p. 439. Über die Verwendung populärer Elemente cf. u.a. *ibid.*, p. 442: »Als echter Wiener hat Schönberg an einem Medium teil, mit dem man ihn kaum zusammen denkt und das ihm selbst sicherlich nicht gegenwärtig war. Es ist das der österreichischen Volksmusik und derjenigen Komponisten, die von ihr unreflektiert gespeist waren. Nichts widerlegt das in jedem Betracht törichte Cliché vom intellektuellen Schönberg gründlicher, als was alles er jenem Medium verdankt, wie viele der konstitutiven Bestimmungen der neuen Musik dorther stammen.«

25 Hall, Stuart: *Kulturelle Identität und Globalisierung*. In: Hörning, Karl H./Winter, Rainer (Hg.): *Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung*. Frankfurt/M.: Insel 1999, p. 435.

26 Eötvös, Joseph von: *Die Garantien der Macht und Einheit Oesterreichs*. Leipzig: Brockhaus 1859, p. 11.

27 Zit. in: Osterloh, Karl-Heinz: *Joseph von Sonnenfels und die österreichische Reformbewegung im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus. Eine Studie zum Zusammenhang von Kameralwissenschaft und Verwaltungspraxis*. Lübeck: Matthiesen 1970 (*Historische Studien* 409), p. 32.

28 Luca, Ignaz de: *Geographisches Handbuch von dem österreichischen Staate*. 6 Bd. Wien 1791/2.

Teil des habsburgischen über- oder transnationalen Selbstverständnisses wurde. In diesem Sinne ist auch das Eötvös'sche Diktum von der Sinnlosigkeit der Assimilationsversuche bei den gegebenen »nationalen und Kulturverschiedenheiten«²⁶ in den verschiedenen staaterhaltenden Diskursen zu sehen.

Das Entstehen des habsburgischen Vielvölkerstaates kann in diesem Zusammenhang nicht näher beleuchtet werden; zu bedenken wäre nur, dass sich dieser Raum (unter einer Dynastie) kontinuierlich erweitert hatte, dass aber ebenso Gebietsverluste zu konstatieren waren. Dass also, kurz gesagt, der (eigene) Raum Veränderungen unterworfen war. Im Zuge dieser Gebietserweiterungen – ebenso wie im gegenteiligen Falle übrigens; man denke an Migrationsbewegungen, ausgelöst durch Gebietsverluste bzw. durch die oben angesprochenen Modernisierungsprozesse und ihre gesellschaftlichen und sozialen Folgen – wurden neue, »fremde« Sprachen, Religionen und Ethnien nicht nur im Zentrum des Reichs, Wien, sondern auch in anderen großen Städten wie in Prag und Budapest, ebenso wie an den Peripherien des Reichs (Czernowitz, bzw. allgemein in Gebieten an den Sprachgrenzen wie z.B. in der Krain) augenscheinlich. Die Akkumulation von höchst unterschiedlich gearteten Ländern, ihren Bewohnern, ihren unterschiedlichen Rechtslagen, Gesetzen und Bräuchen hatte also dazu geführt, dass sich die Monarchie nicht nur den Individuen als ein vielschichtiges und in sich uneinheitliches Gebäude darstellte.

Diese Vielgestaltigkeit bzw. »Vielsprachigkeit« konnte sicherlich auch als eine Stärke angesehen werden, tatsächlich aber stellte es die Repräsentanten des Gesamtstaates in erster Linie vor größte Probleme, von unter anderem verwaltungsrechtlicher Natur – Probleme, die bis zum Zusammenbruch der Monarchie 1918/19 bestehen bleiben sollten.

Die Beschäftigung mit der Vielfalt der Monarchie, mit ihren Pluralitäten und internen Differenzierungen, setzte schon sehr früh vor allem auch aus Gründen der Maximierung einer verwaltungstechnischen und wirtschaftspolitischen Effizienz ein. Vor diesem Hintergrund ist Joseph von Sonnenfels' (1732-1817) Forderung zu sehen:

[So] lege ich den Zuhörern die geographische Beschaffenheit und Verhältnisse [...] der Monarchie der österreichischen Länder dergestalt vor Augen, dass ich den Überfluss und Mangel eines jeden anzeige, zugleich auch den Entwurf mache, wie sie diesen gegeneinander wechselweise nutzen und abhelfen mithin unter sich ein vollständiges Commercium gründen können.²⁷

Ein gutes Beispiel für ein solches Vorgehen ist das *Geographische Handbuch*²⁸ des Ignaz de Luca (1746-1799)²⁹ aus den Jahren 1791 und 1792. Die aufwendig und äußerst umfangreich gestaltete Ausgabe dieser Staatskunde im weitesten Sinn bietet eine detaillierte Einführung in die Pluralitäten und Heterogenitäten der österreichischen Monarchie unter Josephs Nachfolger Leopold II. Der sechste Band des geographischen Handbuchs³⁰ enthält in einem abschließenden Teil 30 Tabellen, die dem Leser die Vielgestaltigkeit des »österreichischen Raums« näher bringen. Die erste Tabelle mit einer *Übersicht des österreichischen Staates* führt unter dem Punkt der Besitzungen sieben Königreiche, ein Erzherzogtum, zwölf Herzogtümer, ein Großfürstentum, zwei Markgrafentümer, siebzehn Grafschaften und vier Herrschaften an. Diese werden wiederum eingeteilt in »Teutsche, Polische, Illyrische, Italienische« und »Grenzländer«, zusätzlich zu »Ungern« und Siebenbürgen. Dieser »österreichische Staat« besteht aus vier »Hauptnationen« (den Slaven, »Teutschen«, »Walloner« und Italienern); als »Nation« gelten auch die optisch bereits abgesetzten und damit offensichtlich nicht so umfangreichen Bevölkerungszahlen der Juden, Walachen und Zigeuner, die mit den Hauptnationen zusammengerechnet, eine Gesamtbevölkerung von 24.825.000 Einwohnern ausmachen. De Luca weiter:

Zu den verschiedenen Sprachen, welche in den Erblanden als herrschende zu betrachten sind, gehört [sic] die teutsche, slavische, italienische, flammändische, ungerische, illyrische Sprache [...] Die teutsche Sprache ist die allgemeine, und die slavische ist gewöhnlich unter dem gemeinen Landvolk die herrschende.³¹

Die Vielgestaltigkeit der Monarchie wurde damit schon früh als eines der wesentlichsten Kennzeichen »Österreichs« empfunden – dies sollte auch im Laufe des 19. Jahrhunderts unverändert bleiben. Immerhin aber schien sich der »österreichische« Raum kompakter zu gestalten. (Die belgischen Provinzen gingen schon zu Ende des 18. Jahrhunderts verloren, andere angrenzende Gebiete wie Galizien oder die Bukowina, zuletzt Bosnien und die

29 Ignaz de Luca war Staatskundler und Lehrer in Linz und Innsbruck, ab 1795 Professor der allgemeinen europäischen und österreichischen Staatskunde in Wien (Vgl. Oesterreichische National-Encyklopaedie, Bd. 3, Wien: Beck 1835, p. 503.).

30 de Luca 1791-1792, Bd. 6 (1792).

31 de Luca 1791-1792, Bd. 1 (1791), p. 22.

32 Umlauf, Friedrich: Die österreichisch-ungarische Monarchie. Geographisch-statistisches Handbuch mit besonderer Rücksicht auf politische und Cultur-Geschichte. Wien: Hartleben 1883, p. 2.

33 Ibid., p. 2.

34 Ibid., p. 1.

35 Die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie in Wort und Bild. Auf Anregung und unter Mitwirkung weiland seiner kaiserl. und königl. Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog Rudolf begonnen, fortgesetzt unter dem Protectorate Ihrer kaiserl. und königl. Hoheit der durchlauchtigsten Frau Kronprinzessin-Witwe Erzherzogin Stephanie. Wien: Kaiserlich-königl. Hof- u. Staatsdr. 1885-1902; cf. dazu neuestens Szász, Zoltán: Das »Kronprinzenwerk« und die hinter ihm stehende Konzeption. In: Kiss, Endre/Kiss, Csaba/Stagl, Justin (Hg.): Nation und Nationalismus in wissenschaftlichen Standardwerken Österreich-Ungarns, ca. 1867-1918, Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1997, pp. 65-70; Heiszler, Vilmos: Ungarischer (magyarischer) Nationalismus im »Kronprinzenwerk«. In: Ibid., pp. 71-77; Zintzen, Christiane (Hg.): Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Aus dem Kornprinzenwerk des Erzherzog Rudolfs. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1999; Voigt, Vilmos: Die Österreichisch-Ungarische Monarchie in Wort und Bild. In: Semiotische Berichte 27/1-4 (2003), pp. 13-44.

36 Die Österreichisch-Ungarische Monarchie in Wort und Bild, Bd. 1, Einleitung [1885], p. 5.

Herzegowina wurden in das Reich integriert.) Der habsburgische Vielvölkerstaat stellte sich somit als durch Heterogenitäten und Pluralitäten gekennzeichnet dar. Der Geograph Friedrich Umlauf sah sich veranlasst, in Österreich-Ungarn »das bunteste Völkergemisch« zu sehen, »das Europa aufzuweisen hat«,³² in dem zwölf verschiedene Nationalitäten fünf religiösen Bekenntnissen angehören würden:

Da jedoch die genannten Völker nicht durchweg scharf abgeschlossene, abgegrenzte Gebiete bewohnen, sondern sich in vielen Gegenden gegenseitig durchdringen, ist in solchen Grenzbezirken häufig eine eigenthümlich gemischte Bevölkerung zu finden. Ja, die Vermischung der verschiedenen Nationalitäten lässt sich nirgends in Europa in so augenfälliger Weise beobachten, wie eben in unserem Vaterlande.³³

Zwar findet die von Umlauf als solche bezeichnete »Durchmischung« (also Prozesse der Assimilation und Akkulturation) zwar statt, auf einer gesamtstaatlichen Ebene aber ist die österreichisch-ungarische Monarchie durch ein Bestehen bleiben der internen Differenzen und Pluralitäten bestimmt:

Wie unser Vaterland den Übergang vom gegliederten und gebirgigen Westen des europäischen Continents zu dessen ungegliedertem und ebenen Osten bildet, so schließt es infolge seiner bedeutenden Längen- und Breitenausdehnung auch die grellsten Gegensätze in Beziehung auf physische Verhältnisse, Bevölkerung und geistige Cultur in sich, weshalb man die Monarchie auch einen Staat der Contraste zu nennen berechtigt ist.³⁴

Hatte z.B. Joseph II. noch geglaubt, dieser Vielfalt auf einer gesamtstaatlichen Ebene durch rigoros exekutierte Vereinheitlichungsstrategien begegnen zu können, so entwickelte sich die Situation in den Städten der Monarchie in eine grundsätzlich andere Richtung – hier wurde die, von Friedrich Umlauf angesprochene, Dichotomie zwischen »Durchmischung« und der Benennbarkeit der »Contraste« besonders deutlich sichtbar.

Ein gutes Beispiel für eine solche Situation, dem auf Grund seiner Intention zur »Förderung der Vaterlandsliebe« entscheidende Bedeutung im Zuge der Schaffung eines übernationalen Bewusstseins zukommt, ist das auf Eigeninitiative des Kronprinzen Rudolf hin entstandene *Kronprinzenwerk*.³⁵ Das Vorhaben ein »umfassendes Gesamtbild unseres Vaterlandes und seiner Volksstämme« zu bieten, sollte dezidiert der »Hebung der allgemeinen Vaterlandsliebe« dienen. Dieses Ziel fußte auf dem Gedanken, dass durch den »wachsenden Einblick in die Vorzüge und Eigenthümlichkeiten der einzelnen ethnographischen Gruppen und ihre gegenseitige und materielle Abhängigkeit voneinander«³⁶ die Solidarität der Völker und Bevölkerungsgruppen untereinander steigen sollte – der volkskundliche Charakter des Werks versuchte den Nationalbewegungen eine historische Zusammengehörigkeit der verschiedenen Teile Österreich-Ungarns vor Augen zu führen. Dieses Monumentalwerk, auf 24 Bände angelegt, verspricht, die »Anderen« (die vielfältig differenzierten Teile des Gesamtstaates) zu benennen und zu repräsentieren; ein Selbstverständnis der habsburgischen Dynastie und Monarchie tritt dabei ans Licht, das unter dem Schlagwort der »Einheit in der Vielfalt« zusammengefasst worden ist. Eine Vorgangsweise, die aber Gefahr lief, die vielfältigen und höchst ambivalenten kollektiven Identitäten im Vielvölkerreich neuerlich auf Ethnie, Sprache und Religion zu reduzieren und somit neuerliche Grenzen im Rahmen des Ganzen zu errichten.

Manche dieser Perspektiven auf den Erhalt des Vielvölkerstaates gingen allerdings weiter und forderten die Berücksichtigung höchst unterschiedlicher Vergangenheiten (Joseph Alexander von Helfert, František Palacký) im Rahmen einer gesamtstaatlichen kollektiven Erinnerung ein – ja, diese unterschiedlichen Erzählungen über »Österreich-Ungarn« als konstitutives Element einer »österreichischen Identität« überhaupt zu erachten, die sich somit als eine höchst ambivalente kollektive Identität herausstellte, die viele verschiedene Codes und Symbole in sich zu vereinigen imstande war. Ein Aspekt, der Anlass zu vielerlei Problemen nicht zuletzt auch in juristischen, verfassungs- und verwaltungsrechtlichen Bereichen darstellte:

[So ist es] nicht immer leicht festzustellen, welche ethnische Gruppen als *Volksstämme des Staates* zu betrachten sind, welche Volksstämme also den Staat bewohnen, wie weit ihr Wohnsitz reicht, ob eine auf einem bestimmten Territorium des Staates vom Hauptsitze eines Volksstammes getrennt lebende Gruppe seiner Angehörigen als Volksstamm zu betrachten sei, ob Gruppen, die

37 von Herrnritt, Rudolf Herrmann: Nationalität und Recht. Dargestellt nach der österreichischen und ausländischen Gesetzgebung, Wien: Manz 1899, p. 72 f.

38 Ibid., p. 72.

39 von Helfert, Joseph Alexander: Oesterreichische Geschichte für das Volk. Vortrag gehalten in der sechzehnten Generalversammlung des Vereins zur Verbreitung von Druckschriften für Volksbildung, Wien: K.k. Hof- u. Staatsdr 1863, p. 15.

bei Übereinstimmung der culturellen Verhältnisse sich verschiedener *sprachlicher Dialecte* bedienen, besondere Volksstämme darstellen, und dergleichen.³⁷

Auch weil sich die Beziehungen der einzelnen Teile des Gesamtstaates als so ineinander verwoben darstellten, weil es also faktisch unmöglich erschien nationale Kodierungen auf ›nationale Rechte und Interessen‹³⁸ anzuwenden, entwickelte sich ein übernationales Selbstverständnis der Donaumonarchie. Es lässt sich hier eine Perspektive auf eine kollektive gesamtstaatliche Identität ausmachen, die, wie es der Historiker Joseph Alexander von Helfert sieht, Rücksicht auf die unterschiedlichen Vergangenheiten der Einzelteile nimmt: »In der österreichischen Gesamtgeschichte soll der Dalmate wie der Bukowiner, der Tiroler wie der Siebenbürger seine Heimat finden [...]«, dies aber nicht erst »von dem Augenblicke an, wo dieselbe mit dem Stammlande dauernd vereinigt worden ist, sondern von den ersten Anfängen der Geschichte an.«³⁹

Pluralitäten, Heterogenitäten und Differenziertheiten vor einem postkolonialen Hintergrund

Die Analyse von Pluralitäten, von Heterogenitäten und Differenzen in der Vergangenheit ist umso gerechtfertigter, als im jungen 21. Jahrhundert die Erfahrung einer pluralistischen Lebenswelt zu einem »performativen« Kriterium für die Ausbildung individueller und kollektiver Identitäten geworden ist: Migrationen, transnationale, verschränkte Identitäten, soziale und kulturelle Verflechtungen (Hybridität) und Abgrenzungen sind in einer globalisierten Lebenswelt unhintergehbare Tatsachen. Auch zeigt sich aber, dass letzterer Tatbestand für die Lebenslagen in einem übernationalen Staatswesen wie jenes der Habsburgermonarchie nicht minder bestimmend gewesen ist. Diese mehrdeutige, in sich ambivalente Welt der Vergangenheit versank aber nicht zuletzt aufgrund der dominant nationalen, linearen und eindimensionalen Haltung, die den geisteswissenschaftlichen Diskurs des letzten Jahrhunderts prägte, in den Tiefen der akademischen Historiographie. Dass wir um diese ›Vielfachcodierung‹ der Vergangenheit wissen, verdanken wir unter anderem der schönen Literatur aus jener Zeit, in der sie noch rudimentär überliefert ist; auch manifestiert sie sich im kulturellen Gedächtnis.⁴⁰

Zuletzt vermochten die *Postcolonial Studies* – eine Analyserichtung der Kulturwissenschaften, die sich im ausgehenden 20. Jahrhundert aus heterogenen disziplinären, methodischen und theoretischen Ansätzen formierte – einer verfestigten Sicht auf die Vergangenheit relativierende Impulse zu geben.⁴¹ Die postkoloniale Theorie, die mehr als eine Haltung denn als eine systematisch ausbaufähige Theorie zu betrachten ist, versteht das vermeintliche Chaos, dem zur Ordnung verholten wurde, als nicht begriffene Komplexität, zugleich wertet sie auch die Mehrdimensionalität gegenüber der Monotonie einer linearen Welt der Eindimensionalität positiv auf.⁴² Der Postkolonialismus schärft somit erneut den Blick auf die (wie im Kolonialismus) verwischten Vielfachkodierungen und Mehrdeutigkeiten. So gesehen vermag die postkoloniale Perspektive nicht nur Impulse für eine zeitgemäße Geschichtswissenschaft zu liefern, sie kann auch für einen künftigen Umgang mit kultureller Differenz wegweisend sein.

Differenzen, Mehrdeutigkeiten und Vielfachkodierungen wurden und werden auch heute häufig als bedrohlich aufgefasst. Auf der Suche nach Orientierung werden solche Differenzen zwischen den verschiedenen Kulturen, Ethnien und Sprachen daher bewusst beseitigt, manchmal aber auch aufgewertet und ›verfestigt‹: Das Ideal der Homogenität war und verbleibt in beiden Fällen das Ziel. Schließlich werden aus den Differenzen Dichotomien zwischen ›wir‹ und ›den Anderen‹ konstruiert. Dichotomien und die Vorstellung binärer Oppositionen (Mündigkeit/Unmündigkeit, Zivilisation/Barbarei, Progressivität/Primitivität) stellten nicht nur ein konstitutives Merkmal des Kolonialismus dar, sie prägten auch zusehends die Alltagswahrnehmung in der späten Donaumonarchie. Die Donaumonarchie war zwar keine Kolonialmacht im herkömmlichen Sinne, eindeutige Gegensätze, durch die »die lineare Welt der Eindimensionalität« (Anil Bhatti) positiv aufgewertet wurde, bestimmten aber bald auch die Lebenswelt im Habsburgerreich. War die Bewusstmachung der jedweder verfestigten Differenzialität eingeschriebenen Machtdimension im Hinblick auf den Kolonialismus schon ein primäres Ziel der *Postcolonial Studies* amerikanischer Provenienz, so kann aus einer postkolonialen Haltung auch ein neues Licht auf die Jahrhunderte lang andauernde übernationale Staatswirklichkeit Zentraleuropas geworfen werden. Der Postkolonialismus verbürgt sich dafür, Dichotomien und binäre Oppositionen als Ausschließungspraktiken zu entlarven und die dahinterliegenden verborgenen Machtdiskurse offen zu legen.⁴³

40 Cf. Csáky, Moritz: Gedächtnis, Erinnerung und die Konstruktion von Identität. Das Beispiel Zentraleuropas. In: Bosshart-Pfluger, Catherine/Jung, Joseph/Metzger, Franziska (Hg.): Nation und Nationalismus in Europa. Kulturelle Konstruktion von Identitäten. Frauenfeld, Stuttgart, Wien: Huber 2002, pp. 25-49; Ders.: Geschichte und Gedächtnis. Erinnerung und Erinnerungsstrategien im narrativen historischen Verfahren. Das Beispiel Zentraleuropas. In: Ivanišević, Alojz/Kappeler, Andreas/Lukan, Walter/Suppan, Arnold (Hg.): Klio ohne Fesseln? Historiographie im östlichen Europa nach dem Zusammenbruch des Kommunismus. Österreichische Osthefte, Sonderband 16, Wien, Frankfurt/M. et al.: Peter Lang 2002, pp. 61-79; Ders./Zeyringer, Klaus (Hg.): Ambivalenz des kulturellen Erbes. Vielfachcodierung des historischen Gedächtnisses. Paradigma: Österreich. Innsbruck et al.: Studienverlag 2000.

41 Cf. dazu Conrad, Sebastian/Randeria, Shalini (Hg.): Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften. Frankfurt/M., New York: Campus 2002.

42 Cf. Bhatti, Anil: Kulturelle Vielfalt und Homogenisierung. In: Feichtinger, Johannes/Prutsch, Ursula/Csáky, Moritz (Hg.): Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis. Innsbruck et al.: Studienverlag 2003 (Gedächtnis – Erinnerung – Identität 2), p. 59.

43 Graness, Anke/Schirilla, Nausikaa: Hybridität. Einleitung. In: Polylog. Zeitschrift für interkulturelles Philosophieren 8 (2001), p. 4.

44 Karahasan, Dževad: Das Ende eines Kulturmodells? In: Ders.: Fragen zum Kalender. Artikel, Essays, Reden. Wien: Selene 1999 (Interventionen 1), p. 77.

45 Cf. Ackermann, Andreas: Wechselwirkung - Komplexität. Einleitende Bemerkungen zum Kulturbegriff von Pluralismus und Multikulturalismus. In: Ders./Müller, Klaus E. (Hg.): Patchwork. Dimensionen multikultureller Gesellschaften. Geschichte, Problematik und Chancen. Bielefeld: transcript 2002, p. 11, 14.

46 Zu Hybridität cf. Bronfen, Elisabeth/Marius, Benjamin: Hybride Kulturen. Einleitung zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. In: Dies./Steffen, Therese (Hg.): Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. Tübingen: Stauffenburg 1997 (Stauffenburg Discussion 5), pp. 1-29; Schneider, Irmela: Von der Vielsprachigkeit zur »Kunst der Hybridation«. Diskurse des Hybriden. In: Dies./Thomsen, Christian W. (Hg.): Hybridkultur. Medien – Netze – Künste. Köln: Wienand 1997, pp. 13-66; Pieterse, Jan Nederveen: Der Melange-Effekt. Globalisierung im Plural. In: Beck, Ulrich (Hg.): Perspektiven der Weltgesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1998, pp. 87-124; cf. auch Prutsch, Ursula: Habsburg postcolonial. In: Feichtinger/Prutsch/Csáky (Hg.) 2003, pp. 33-37. Hybridität konnte zu sozialen Marginalisierungen führen, Marginalisierte entfalten oft aber eine besonders kreative Haltung: »Mélange, Mischmasch, ein bißchen von diesem, ein bißchen von jenem, das ist es, wodurch das Neue in die Welt tritt«, schreibt Salman Rushdie, in: Ders.: Heimatländer der Phantasie, Essays und Kritiken 1981–1991. München: Kindler 1992, p. 458; cf. dazu auch Feichtinger, J.: Kulturelle Marginalität und wissenschaftliche Kreativität. Jüdische Intellektuelle im Österreich der Zwischenkriegszeit. In: Ders./Stachel (Hg.) 2001, pp. 311-333.

47 Cf. Niedermüller, Peter: Der Mythos des Unterschieds: Vom Multikulturalismus zur Hybridität. In: Feichtinger/Prutsch/Csáky (Hg.), Habsburg postcolonial 2003, p. 77.

48 Wunberg, Gotthart: Unverständlichkeit. Historismus und literarische Moderne. In: Hofmannsthal Jahrbuch 1 (1993), p. 317.

49 Bhatti 2003, p. 58.

50 Cf. Niedermüller 2003, p. 69 f.

51 Cf. Ackermann 2003, p. 11.

Differenzen konnten aber auch gemeinschaftsstiftend wirken, waren doch die verschiedenen Kulturen gezwungen – wie der bosnische Schriftsteller Dževad Karahasan schreibt – »zu kohabitieren und Verhaltensformen zu suchen, die dieses gemeinsame Leben erträglich machten, indem sie bei dieser Suche auch Beziehungen aufbauten, die sich mit einem Ausdruck Goethes als ›Toleranz ohne Gleichgültigkeit‹ bezeichnen ließen.«⁴⁴ Solche Diversitäten waren solange unproblematisch, solange zwischen den unterschiedlichen kulturellen Repräsentationen Aushandlungsprozesse stattfanden, oder anders gesagt: solange ein Bewusstsein des Aufeinander-Angewiesen-Seins, der Interessenskonvergenz und Reziprozität, und – dank hoher individueller Mobilität zwischen den Kulturen – eine Spezialisierung im Sinne von Arbeitsteilung vorherrschte.⁴⁵ Das Grundkennzeichen dieses Systems war jedenfalls das des *Pluralismus*. In pluralistischen Systemen waren Austausch, Zirkulation und Vermischung natürlich und konstitutiv, während die Vorstellung von Verschmelzung mit und Isolation von *dem Anderen* die Entfaltung der Pluralität blockierte. Die kulturelle Diversität war zweifelsohne ein charakteristisches Merkmal der zentraleuropäischen Lebenswelt. Hier isolierten sich die Kulturen nicht zwangsläufig, und kulturelle Differenzen wurden nicht von vornherein im Sinne nationaler Abgrenzungen gedeutet. Vielmehr war die Suche nach Verknüpfungen für dieses System konstitutiv, alsbald beherrschten daher auch *hybride Verhältnisse* (*Kreolisierung, Mestizaje, Crossover*)⁴⁶ die Szenerie. In der sozialen Wirklichkeit manifestierte sich dieses Durcheinander unter anderem darin, dass es lange Zeit kein zwingendes Modell individueller kultureller Zugehörigkeit gab: weder ›entweder-oder‹ Identitäten noch »single«-Identitäten.⁴⁷

Dieser ›Identitäts- und Werteverlust‹ wurde aber oftmals durch Holismen oder – wie Gotthart Wunberg schreibt – durch »Surrogatkonzepte«⁴⁸ ausgeglichen. In diesen Surrogatkonzepten manifestierten sich augenfällig jene vorhin erwähnten Dichotomien, die durch eine »bewusste Intervention in einen fluiden Praxiszusammenhang«⁴⁸ konstruiert wurden. Vermittels der nationalkulturellen Deutung der verflüssigten Differenzen sowie durch bewusste Inklusionen oder Exklusionen konnten neue Ordnungen geschaffen werden. Unterschiede wurden mit bestimmten Kohärenz stiftenden Sinnvorgaben aufgeladen.⁵⁰ Die Sichtbarmachung von Alteritäten lieferte neue Orientierungsmuster. Auf diese Weise wurde Identität symbolisch und kulturell gestiftet,⁵¹ ohne dass diese *unbedingt* und *immer* ein tatsächliches Spiegelbild der Wahrnehmung von der sozialen Wirklichkeit war. Individuelle und kollektive Identitäten bildeten sich *nicht* zwangsläufig über bewusste Differenzwahrnehmungen direkt *aus einem Ort, aus einem soziokulturellen Milieu* oder *einem historischen Gedächtnis* (sei dieses nun einfach oder komplex-vieldeutig) aus, sie konnten sich auch an wirkungsmächtigen, in der Zeit als progressiv empfundenen Diskursen (wie dem Nationalismus) orientieren.⁵² Diese Verfestigung der Differenzen musste sich auf eine plurikulturelle Gesellschaftsordnung wie jene des Habsburgerreiches aber verhängnisvoll auswirken: Wurden individuelle und kollektive Identitäten auf ein *einziges* wirkmächtiges Narrativ und einen *einzigsten* Handlungsgrund (wie z.B. die Nationsbildung) reduziert, war der Pluralismus als konstitutive Lebensform nicht länger lebensfähig. Das habsburgische Staatswesen verlor somit zugleich auch sein kulturelles Substrat.

Diskursiv produziert und symbolisch aufgeladen wurden jene Differenzen im zentraleuropäischen Kommunikationssystem vor allem zum Zweck der Nationsstiftung. Die zusehends als Chaos verstandene Komplexität vielschichtiger, aber konfliktbelasteter ethnisch-kultureller Verhältnisse sollte vermittels der nationalen Ideologie überwunden werden. Diese bediente sich einheitsstiftender Symbolisierungen, der Ausgrenzung einzelner Elemente sowie einer hypertrophen Hervorkehrung anderer. Sprache und Sprachverwendung waren *das* nützlichste Mittel, mit welchem sich kulturelle Dichotomien konstruieren ließen. Zusehends wurde die Sprache mit der Aufgabe nationaler Identitätsstiftung befrachtet, besaß diese doch auch die Funktion, Differenzen symbolisch zu repräsentieren. Mit dem zunehmenden Stellenwert der Nationalität verfestigten sich letztere aber. Identität reduzierte sich alsbald auf die Zugehörigkeit zu *einem* Kollektiv (der Nation) unter Auslöschung anderer individueller Identifikatoren. Die Nationalität(en) verkörperte(n) das neue Ideal, versah(en) sich diese doch mit dem Schein des Authentischen. Vor diesem Hintergrund musste Vielsprachigkeit alsbald als unnatürlich erscheinen, obzwar sie in einem Großteil des Staatsverbandes, insbesondere in den Großstädten, noch die natürliche Kommunikationsform darstellte.

Vermochte die akademische Historiographie, die als Handlanger des monokulturellen Nationalstaats auftrat, solche Prozesse lange Zeit zu verdecken, ist es das Verdienst der postkolonialen Theorie, ein Gegenmodell zu jeglicher Homogenisierung zu schaffen. Oder

52 Cf. Niedermüller 2003, p. 74; cf. auch Uhl, Heidemarie: Zwischen »Habsburgischem Mythos« und (Post-)Kolonialismus. Zentral-europa als Paradigma für Identitätskonstruktionen in der (Post-)Moderne. In: Feichtinger/Prutsch/Csáky (Hg.), *Habsburg postcolonial* 2003, p. 47.

53 Brentano, Franz: *Über die Zukunft der Philosophie*. Hamburg: Meiner 1968, p. 137.

54 Mach, E.: *Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Psychischen zum Physischen*. Nachdruck der 9. Auflage, Jena 1922, m. einem Vorwort v. Gereon Wolters. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1991.

55 So bemerkt Mach zu Beginn seines Vorwortes zur vierten Auflage seiner *Analyse*: »Die Ansicht, welche sich allmählich Bahn bricht, daß die Wissenschaft sich auf die übersichtliche Darstellung des Tatsächlichen zu beschränken habe, führt folgerichtig zur Ausscheidung aller müßigen, durch die Erfahrung nicht kontrollierbaren Annahmen, vor allem der metaphysischen (im Kantischen Sinne).« Mach 1991, p. XXX; cf. auch Stadler, Friedrich: *Ernst Mach – Zu Leben, Werk und Wirkung*. In: Haller/Ders. (Hg.) 1988, p. 24.

56 Wittgenstein, Ludwig: *Werkausgabe*. Bd. 1: *Tractatus Logico-Philosophicus*. Tagebücher 1914-1916. Philosophische Untersuchungen. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1989.

57 »Der Begriff der übersichtlichen Darstellung ist für uns von grundlegender Bedeutung. Er bezeichnet unsere Darstellungsform, die Art, wie wir die Dinge sehen. (Eine Art Weltanschauung, wie sie scheinbar für unsere Zeit typisch ist. Spengler).« Wittgenstein, Ludwig: *Bemerkungen über Frazers Golden Bough*. In: Wittgenstein, Ludwig: *Vortrag über Ethik und andere kleine Schriften*. Hg. & übers. v. Joachim Schulte. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1989, p. 37.

58 Cf. Wittgenstein 1989 [*Tractatus*, *Tagebücher*], 1.11.

59 Mach 1991, pp. 164–182.

60 Cf. Mach, E.: *Die Mechanik in ihrer Entwicklung historisch-kritisch dargestellt*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 191973, p. 457.

61 Cf. Haller, Rudolf: *Neopositivismus: eine historische Einführung in die Philosophie*

anders gesagt, gibt die postkoloniale Theorie der »Vielfachkodierung« den Stellenwert einer natürlichen Lebensform zurück, entlarvt sie doch Dichotomien als diskursive Ausschließungspraktiken, denen oftmals verborgene Machtdiskurse zugrunde liegen. Wenn Differenzen zu Gegensätzen verfestigt werden, sind Herrschaftsansprüche, Erniedrigung und Unterdrückung nicht weit entfernt. Diese Tatsache kennzeichnet sowohl den Kolonialismus als auch die zentraleuropäische Vergangenheit, und nicht zuletzt hat auch eine globalisierte Welt der Gegenwart mit ihr fertig zu werden.

Universalismus und Pluralismus im philosophischen Kontext der Jahrhundertwende

Auch in den bestimmenden philosophischen Konzeptionen ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind interessanterweise sowohl pluralistische als auch universalistische Tendenzen erkennbar. Dabei können zuweilen universalistische Ansätze auch als eine Reaktion auf die pluralistische Wirklichkeit angesehen werden.

Bestimmt war die wissenschaftsimmanente Methodik und Untersuchungsrichtung vor allem von der Abkehr von kantischen und neokantischen, insbesondere in Deutschland vertretenen idealistischen Strömungen hin zur verstärkten Annäherung an das Paradigma der Naturwissenschaften. So lautet etwa Brentanos berühmte vierte Habilitationsthese von 1866: »Die wahre Methode der Philosophie ist keine andere als die der Naturwissenschaft.«⁵³ Auch Ernst Mach, einer der einflussreichsten Physiker, Philosophen und Wissenschaftstheoretiker der Jahrhundertwende, betont zu Beginn seiner *Analyse der Empfindungen*⁵⁴ die bahnbrechenden Erfolge der physikalischen Forschung, welche dadurch bedingt auch alle anderen Wissenschaften sowohl inhaltlich als auch methodisch eindrucksvoll dominierte. Die Verfahrensweise philosophischer Untersuchungen war demzufolge vor allem durch das Prinzip der »übersichtlichen Darstellung« vorliegender Daten festgelegt und der Untersuchungsgegenstand streng auf das in der Erfahrung tatsächlich Gegebene begrenzt.⁵⁵ Bestimmt war die philosophische Forschung also vor allem durch eine positivistisch orientierte, streng antimetaphysische Ausrichtung. Dies gilt neben den Arbeiten Machs etwa auch für den jungen Wittgenstein und den durch dessen Frühwerk *Tractatus Logico-Philosophicus*⁵⁶ stark beeinflussten Wiener Kreis um Moritz Schlick. So heißt es ganz entsprechend in Bemerkung 6.53 des Traktates, dass die Naturwissenschaft als die einzig richtige Methode der Philosophie anzusehen sei und unter die »sinnvollen« Sätze im Sinne Wittgensteins ausschließlich die naturwissenschaftlichen fallen. Metaphysische Sätze sind dem gemäß bedeutungslos, da bestimmten in ihnen enthaltenen Zeichen kein Referenzobjekt zugewiesen werden kann. Und in seinen *Bemerkungen über Frazers Golden Bough* aus dem Jahr 1931/32 betont Wittgenstein ebenfalls in Übereinstimmung mit Mach die fundamentale Rolle der übersichtlichen Darstellung für den philosophischen Diskurs jener Zeit.⁵⁷

Die folgenden Überlegungen liefern den Versuch sowohl pluralistische als auch universalistische Tendenzen der um 1900 vorherrschenden Denktraditionen explizit zu machen. Exemplarisch werden daher einige der zentralen philosophischen Auffassungen Ernst Machs, Ludwig Wittgensteins und Rudolf Carnaps, einem der führenden Vertreter des Wiener Kreises, vorgestellt. Gezeigt werden soll darüber hinaus auch, dass sogar *innerhalb* aller drei philosophischen Konzeptionen vervielfältigende und vereinheitlichende Tendenzen erkennbar sind.

Im Rahmen der hier zur Frage stehenden Thematik ist insbesondere Machs eigentümliche Verknüpfung universalistischer und relativistischer bzw. pluralistischer Bestimmungen von Bedeutung: Wie bereits erwähnt war in Abgrenzung zu jeglichen metaphysischen Systemansätzen der Gegenstandsbereich philosophischer Analyse auf das uns in der Erfahrung tatsächlich und unmittelbar Gegebene beschränkt. Aus Wittgensteins zweiter Bemerkung seines *Tractatus* wissen wir, dass die Welt ausschließlich und gänzlich durch die Tatsachen bestimmt ist⁵⁸ und eine der zentralen Mach'schen Charakterisierungen wissenschaftlicher Erkenntnis liegt in seiner programmatischen Forderung der Anpassung menschlicher Gedanken an die Tatsachen (sowie aneinander).⁵⁹ Der Bezug von Wissenschaft und Erfahrungswelt wird besonders durch die in Machs *Mechanik* formulierte Maxime deutlich, Wissenschaft habe die Aufgabe, unsere Erfahrung durch gedankliche Vor- bzw. Nachbildungen entsprechender Tatsachen zu substituieren.⁶⁰ So lassen sich Wissenschaft und Erkenntnis durchaus als eine Fortsetzung unserer praktischen Erfahrungswelt verstehen.⁶¹ In Machs *Prinzipien der Wärmelehre* heißt es dann auch: »[...] je genauer die Vorstellungen

des Wiener Kreises. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1993, p. 33.

62 Mach, E.: Die Prinzipien der Wärmelehre. Historisch-kritisch entwickelt. Leipzig: J.A.Barth 1896, p. 382; cf. auch Haller, Rudolf: Grundzüge der Machschen Philosophie. In: Ders./Stadler (Hg.) 1988, p. 68.

63 Blackmore, John. T.: Three Autobiographical Manuscripts by Ernst Mach. In: Annals of Science (1978), p. 415.

64 Cf. ders.: Ernst Mach. His Work, Life and Influence. Berkeley: Univ. of California P. 1972, p. 168.

65 Cf. *ibid.*, p. 304.

66 Mach 1991, p. XXX.

67 *Ibid.*, p. 51.

68 Seine These des neutralen Monismus beschreibt Mach mit den Worten: »Ich habe von einem Monismus des psychischen und physischen Geschehens gesprochen. Es sind nicht zwei verschiedene Welten, um die es sich hier handelt, sondern nur die Beachtung der Art der Abhängigkeit der einen und der anderen. Zu diesem Monismus bin ich auch gelangt, indem ich mir die Einheitlichkeit des Lebens vor der Unterscheidung des eigenen und des fremden Ich vorgestellt habe.« Blackmore 1978, p. 416.

69 Cf. Mach 1991, p. XXX.

70 Cf. Munz, Volker A.: Das Ich und die Welt. Bemerkungen zur Philosophie Popper-Lynkeus'. In: Newsletter Moderne, Sonderheft 3 (2003), pp. 4–20.

71 Mach 1991, p. 14.

den Tatsachen *angepasst* sind, desto wirksamer fördernd werden die Vorstellungen in das Leben eingreifen« bzw. »Doch sind Gedanken Äusserungen des organischen Lebens [...].«⁶² In seiner Autobiographie schließlich betont Mach nochmals seine Auffassung von Wissenschaft »als Teil einer allgemeinen Lebens- und Entwicklungserscheinung«.⁶³ Allein diese kurzen Bemerkungen zeigen also ganz deutlich die internen Verknüpfungen von Wissenschaft und Lebenswelt.

Die Beschränkung sämtlicher wissenschaftlicher Forschung auf den Bereich der Empirie und die damit einhergehende Forderung einer universellen Methodik wurde besonders deutlich durch den bereits bei Mach erkennbaren Versuch einer *Vereinheitlichung* innerhalb der Wissenschaft, welcher im Wiener Kreis der zwanziger Jahre schließlich seinen Höhepunkt erlangte. John Blackmore etwa schreibt Mach die Auffassung zu, dass die positivistische Zugangsweise auf alle Bereiche der Wissenschaften anwendbar sei und in diesem Sinn eine Vereinheitlichung all ihrer Subdisziplinen ermögliche.⁶⁴ Wesentlich geprägt wurde dieser Einheitsgedanke bei Mach vor allem durch seine ontologisch neutrale monistische Elementenkonzeption und den Glauben daran, dass sich die physikalischen Methoden auf alle Wissenschaften anwenden ließen.⁶⁵ In der *Analyse der Empfindungen* zeigt sich daher an zahlreichen Stellen Machs Versuch einer vereinheitlichenden, empirischen Wissenschaftsfundierung, welche sich in der Verknüpfung der Bereiche Philosophie, Physik, und Psychologie manifestiert. So bemerkt er im Vorwort zur vierten Auflage ganz entsprechend: »Gibt es keine Wesensverschiedenheit des Psychischen und des Physischen, so wird man denselben exakten Zusammenhang, den man in allem Physischen sucht, auch in den Beziehungen des Physischen und Psychischen vermuten.«⁶⁶

Neben Machs Versuch der Vereinheitlichung wissenschaftlicher Forschung zeigt sich diese Tendenz also auch innerhalb seiner philosophischen Analyse, in welcher sie maßgeblich durch seine Elementen- bzw. Empfindungskonzeption zum Ausdruck kommt. In strikter Ablehnung jeglicher Substanzbegriffe, seien es Gegenstände, der eigene Leib oder das Ich, definiert Mach Qualitäten wie Farben, Töne, Gerüche, Räume, Zeiten etc. lediglich als Empfindungs-, bzw. Elementenkomplexe, welche auf unterschiedlichste Weise miteinander verbunden sind. Bezeichnungen wie bspw. »Gegenstand«, »Körper« oder »Ich« dienen daher rein *praktischen* Zwecken und sind begründet in der relativeren Beständigkeit der durch sie bezeichneten Bündel. In allen drei Fällen handelt es sich jedoch keineswegs um konstante Gebilde. Die Elemente bzw. Empfindungen sind als die fundamentalen Erlebnisdaten bestimmt und teilen sich in die Komplexe Körper, Leib und Ich, wobei die erste Person sämtliche inneren Wahrnehmungszustände subsummiert. Wesentlich für unseren Zusammenhang ist dabei Machs Grundannahme: Die »in der Erfahrung vorgefundenen Elemente [...] sind immer dieselben, nur von einerlei Art und treten nur je nach Art ihres Zusammenhangs bald als psychische bald als physische Elemente auf.«⁶⁷ Dies hat zur Folge, dass sich die Dichotomien Ich und Welt, Erscheinung und Ding, Innen und Außen gänzlich auflösen. Relevant sind nur noch die entsprechenden funktionalen Verknüpfungen verschiedener Elementenkomplexe mit anderen, völlig *gleichartigen* Erfahrungsbündeln.⁶⁸ Mach fasst also unsere Empfindungen als gemeinsame Elemente auf, die sämtliche psychischen und physischen Erlebnisse beinhalten und dadurch ausschließlich in ihren unterschiedlichen Arten der Verknüpfung bestehen.⁶⁹ Die Neutralität jener kleinsten uns durch die Erfahrung unmittelbar gegebenen Bestandteile bezieht sich somit nicht auf ihren ontologischen Status bzw. genauer gesagt auf die Reduktion sämtlicher Elemente auf Empfindungsdaten unserer subjektiven Wahrnehmungen, wie sie sich etwa bei Popper-Lynkeus oder Oskar Kraus findet.⁷⁰

Mach eliminiert jedoch keineswegs die Begriffe des Psychischen und Physischen, sondern setzt sie interessanterweise in einen Zusammenhang, den man durchaus als »relativistisch« bezeichnen könnte. Die Frage, ob es sich in bestimmten Fällen um psychische oder physische Elementenkomplexe handelt, ist, wie wir gesehen haben, keine ihres ontologischen Zustandes, sondern vielmehr ein Problem unterschiedlicher Betrachtungsweisen:

So besteht also die große Kluft zwischen physikalischer und psychologischer Forschung nur für die gewohnte stereotype Betrachtungsweise. Eine Farbe ist ein physikalisches Objekt, sobald wir z.B. auf ihre Abhängigkeit von der beleuchtenden Lichtquelle [...] achten. Achten wir aber auf ihre Abhängigkeit von der Netzhaut [...], so ist sie ein psychologisches Objekt, eine Empfindung. Nicht der Stoff, sondern die Untersuchungsrichtung ist in beiden Gebieten verschieden.⁷¹

72 Blackmore, J.T./Hentschel, Klaus (Hg.): Ernst Mach als Außenseiter. Wien: Wilhelm Braumüller 1985, p. 45f; cf. auch Haller 1993, p. 37.

73 Wittgenstein 1989, 4.0031.

74 Cf. Ibid. Tagebucheintragung vom 20.10.1914, p. 104 sowie 4.12, 2.161, 2.17, 2.2 und 2.22.

75 Cf. ibid, 3.25.

76 Wittgenstein, L.: Philosophische Untersuchungen. In: ibid., § 108; - cf. auch ibid, §§ 65 und 96.

77 Es gibt [...] unzählige verschiedene Arten der Verwendung alles dessen, was wir ›Zeichen‹, ›Worte‹, ›Sätze‹, nennen. Und diese Mannigfaltigkeit ist nichts Festes, ein für allemal Gegebenes; sondern neue Typen der Sprache, neue Sprachspiele, wie wir sagen können, entstehen und andre veralten und werden vergessen.« Ibid., § 23.

78 Cf. ibid., § 65 und Munz, V.A.: Wesen und Sprache. Auszüge einer variierten Metaphysikkritik. In: Newsletter Moderne 6, 1 (2003), pp. 4-9, insb. p. 6.

In einem Brief an Harald Höfding bemerkt Mach auch ganz entsprechend, dass es für ihn ganz ohne Relevanz sei, »ob man an dem psychologischen oder physikalischen Standpunkt zu Denken beginnt«, eine Haltung die eben gerade seiner Annahme der »wesentliche[n] Identität des Physischen und Psychischen, die nur durch eine Nuance der Betrachtung sich unterscheiden«,⁷² entspringt. Die Bestimmung einer konkreten Elementenkonstellation ist also ausschließlich durch das jeweils in Frage stehende Erkenntnisinteresse bzw. die konkrete »Untersuchungsrichtung« determiniert und diese Form des Perspektivismus ist durchaus als ein relativierendes Moment in der Erkenntnistheorie Machs zu interpretieren.

Auch in Wittgensteins philosophischen Grundkonzeptionen zeigen sich universalistische und relativistische Züge, allerdings nicht, wie bei Mach, innerhalb eines bestimmten systematischen Ansatzes, sondern vielmehr in der Ablösung des einen durch den anderen.

Bereits im *Tractatus* erfahren wir, dass alle Philosophie schlicht Sprachkritik sei, »allerdings nicht im Sinne Mauthners.«⁷³ Das zentrale Thema der Wittgenstein'schen Philosophie bildete Zeit seines Wirkens die Sprache und ihre interne Beziehung zur Welt. Diese für Wittgenstein notwendige Relation zeigte sich in den drei Phasen seiner Philosophie besonders deutlich an den jeweils unterschiedlichen Satzkonzeptionen und ihrer Verbindung zur Realität. Im *Tractatus* wurde sie vor allem durch das Verhältnis der dort entwickelten Elementarsätze zu den in ihnen abgebildeten Sachverhalten sichtbar: Ein Satz ist dann ein sinnvoller, wenn er einen möglichen Sachverhalt abbildet.

Der monistische Ansatz innerhalb dieser frühen Sprachauffassung findet sich in Wittgensteins berühmter Abbildtheorie, welche Sätze (und Gedanken) als logische Bilder möglicher oder realisierter Sachverhalte bestimmte. Grundlage dieser Theorie war dabei die von Wittgenstein vertretene These der Isomorphie zwischen Sprache und Welt, welche es überhaupt erst ermöglicht, Sätze als Bilder von Sachverhalten zu begreifen. Damit ging die Überzeugung einher, dass Sprache und Welt über *eine* identische »logische Form der Abbildung« verfügen, welche selbst allerdings nicht durch einen Satz darstellbar ist.⁷⁴

Neben der Annahme einer einheitlichen Struktur von Sprache und Welt zeigte sich aber auch in der anzuwendenden logischen Operation zur Bestimmung dieser Form eine universalistische Methodik, nämlich die Anwendung der *logischen Analyse* im Rahmen eines wahrheitsfunktionalen Kalküls. Diese Analyse war für Wittgenstein die einzige und vollständige zur Ermittlung der elementaren Bestandteile sinnvoller Sätze, d.h., jeder Satz muss vollständig analysierbar sein, und es gibt lediglich *eine* abgeschlossene Analyseform.⁷⁵ Die zentrale Bedeutung lag dabei insbesondere in ihrer Funktion, das Verhältnis zwischen Satz und Wirklichkeit aufzuweisen und somit zu zeigen, was überhaupt ein Satz sei.

Nach Wiederaufnahme seines philosophischen Wirkens im Jahr 1929 verwarf Wittgenstein einige der zentralen Auffassungen seiner Frühphilosophie, wie etwa die hier kurz angerissene Abbildtheorie und Bestimmung der logischen Analyse. Das Verhältnis zwischen Sprache und Welt stand zwar weiterhin im Zentrum seiner philosophischen Auseinandersetzungen, allerdings wurde die Idee der strukturellen Einheit von Sprache nun ersetzt durch die berühmte Metapher des Sprachspiels, das pluralistische Deutungen eröffnet, und die mit ihm intern verknüpfte Lebensform. Die Relation zwischen Satz und Realität war nun durch den für Wittgensteins Spätphilosophie so zentralen Begriff der grammatischen Regel und seiner Anwendung garantiert. In Paragraph 108 der *Philosophischen Untersuchungen* heißt es daher: »Wir erkennen, daß, was wir ›Satz‹, ›Sprache‹, nennen, nicht die formelle Einheit ist, die ich mir vorstellte, sondern die Familie mehr oder weniger mit einander verwandter Gebilde.«⁷⁶

Die relativistische Pointe zeigte sich nun in ganz verschiedener Weise: Zum einen war die Bedeutung eines Wortes nicht mehr – und zwar eindeutig – bestimmt durch den Träger, den es benennt, sondern vielmehr durch den jeweiligen Gebrauch im Rahmen eines bestimmten Sprachspiels. Neben der kontextuellen Wendung der Wittgenstein'schen Semantik war Sprache nun auch gekennzeichnet durch eine Mannigfaltigkeit ihrer verschiedenen Anwendungen.⁷⁷ Wittgensteins Analogie der Sprache zu einem Spiel sollte dabei verdeutlichen, dass die Annahme *einer* und nur einer Sprache, deren Sinn mittels logischer Analyse transparent werden sollte, verfehlt war. Vielmehr wurde die Sprache nun als ein Komplex mehrerer, in unterschiedlicher Weise miteinander verknüpfter, heterogener Sprachspiele aufgefasst.⁷⁸

Der Begriff der grammatischen Regel bzw. Grammatik enthält jedoch noch einen weiteren, sehr relativistischen Zug: Durch ihre Kennzeichnung als »willkürlich« in dem Sinn, dass sie durch nichts in der Wirklichkeit zu rechtfertigen sind, haben wir sämtliche solcher

79 Denn in der Spätphilosophie Carnaps findet sich keine begriffliche Entsprechung zu Wittgensteins »Lebensformen«.

80 Wittgenstein, L.: Ursache und Wirkung Intuitives Erfassen. In: Ders. 1989 [*Ethik*], p. 115; - cf. auch Munz 2003 (*Wesen und Sprache*), p. 8-9.

81 Carnap, Rudolf: Der logische Aufbau der Welt. Berlin: Weltkreis 1928.

82 Ibid., p. IV.

83 Ibid., p. 4 [Hervorhebung R. C.].

84 Cf. *ibid.*, §§ 61-74, p. 83-104.

85 Carnap zitiert Hempels unveröffentlichtes Manuskript »Die logische Grundlegung des Behaviourismus« im Rahmen seiner »Erwiderung auf die Aufsätze von E. Zilsel und K. Duncker«, In: Ders./ Reichenbach, Hans (Hg.): Erkenntnis. Bd. 3 (1932/1933), pp. 177-188, hier p. 187-188.

86 Carnap, R.: Psychologie in physikalischer Sprache. In: *Ibid.*, p. 107 [Hervorhebung R. C.].

87 Ders.: Die physikalische Sprache als Universalsprache der Wissenschaft. In: Carnap/ Reichenbach (Hg.), Erkenntnis. Bd. 2 (1931), pp. 432-465.

88 Ders. 1932/1933 [*Psychologie*], p. 142.

89 Ders.: Logische Syntax der Sprache. Wien, New York: Springer 1968.

90 Cf. Ders.: Empiricism, Semantics and Ontology. In: Ders.: Meaning and Necessity. A Study in Semantics and Modal Logic. Chicago, London: Univ. of Chicago P. 1956, pp. 205-221.

91 Cf. z.B. *ibid.*, p. 206.

92 Cf. *ibid.*, p. 207.

Normensysteme als völlig gleichwertig aufzufassen und die Frage der Präferenz stellt sich zunächst nur in pragmatischer Hinsicht, ein Punkt, der sich, wie wir noch sehen werden, auch in Carnaps später Sprachauffassung zeigt. Die Arbitrarität der unterschiedlichen Grammatiken, welche die Bedeutungen, der durch sie geregelten und in entsprechenden Sprachspielen angewendeten Ausdrücken determiniert, erlaubt es uns sogar, stets neue, alternative und den bisherigen Notationssystemen vollkommen gleichwertige grammatische Systeme einzuführen und anzuwenden. Allein die folgende Bemerkung über die interne Verbindung zwischen Sprachspiel und Lebensform zeigt jedoch deutlich, dass der Gebrauch der Sprache(n) trotz ihrer »willkürlichen« Grammatik(en) keineswegs *nur* eine Frage des Geschmacks oder ihrer Praktikabilität ist, eine Position, wie sie etwa der späte Carnap vertritt:⁷⁹

Ich will sagen: es ist charakteristisch für unsere Sprache, daß sie auf dem Grund fester Lebensformen, regelmäßigen Tuns, emporwächst. Ihre Funktion ist vor allem durch die Handlung, deren Begleiterin sie ist, bestimmt. [...] Die Grundform des Spiels muß eine sein, in der gehandelt wird. [...] Das Wesentliche des Sprachspiels ist eine praktische Methode (eine Art des Handelns), – keine Spekulation, kein Geschwätz.⁸⁰

Die Mannigfaltigkeit der menschlichen Sprache war für Wittgenstein also stets mit der entsprechenden Vielfalt unterschiedlicher Lebensformen korreliert.

Auch in Rudolf Carnaps philosophischen Werken lässt sich der Wandel von universalistischen hin zu relativistischen Ansätzen sehr deutlich machen. Sein im *Logischen Aufbau*⁸¹ entwickeltes sog. Konstitutionssystem oder, wie Carnap es an einer Stelle nennt, »einheitliche[s] stammbaumartige[s] Zurückführungssystem der in der Wissenschaft behandelten Begriffe«⁸² liefert einen beeindruckenden, wenn auch gescheiterten Versuch der Entwicklung eines allgemeinen, universell gültigen Schemas sämtlicher Gegenstände und Begriffe. Aus der alleinigen Möglichkeit eines solchen Systems folgt für Carnap: »Die Gegenstände zerfallen nicht in verschiedene, unzusammenhängende Gebiete, sondern *es gibt nur ein Gebiet von Gegenständen und daher nur eine Wissenschaft.*«⁸³

Auch die frühe Carnap'sche Sprachauffassung war universalistisch geprägt. Präferierte er im Rahmen seines *Logischen Aufbaus* noch die Systemform einer eigenpsychischen Basis,⁸⁴ plädierte er bereits Anfang der dreißiger Jahre, wohl auch unter dem Einfluss Neuraths, für die physikalistische Sprache als *die* Einheitssprache der Wissenschaft. So diente etwa sein Beitrag *Psychologie in physikalischer Sprache* der Erläuterung der These, dass sich *sämtliche* Sätze der Psychologie in Ausdrücke der physikalischen Sprache übersetzen ließen bzw. dass sie von nichts anderem als physikalischen Prozessen handelten, eine Kernthese des logischen Behaviourismus, wie sie sich etwa auch bei Carl Hempel findet.⁸⁵ Daraus folgt für Carnap als Teilbestimmung des Physikalismus, »daß die *physikalische Sprache eine Universalsprache ist*, d.h. eine Sprache, in die jeder Satz übersetzt werden kann.«⁸⁶ In den zusammenfassenden Schlussbemerkungen betont er schließlich den Gedanken einer Universalwissenschaft, welchen er in Zusammenhang mit einem entsprechenden Sprachsystem bereits ein Jahr zuvor in *Die physikalische Sprache als Universalsprache der Wissenschaft*⁸⁷ entwickelte. Darin wird die Psychologie als »ein Teilgebiet der Einheitswissenschaft auf physikalischer Basis«⁸⁸ bestimmt.

Carnaps gewandelte Sprachauffassung zeigt sich dann allerdings bereits in der in *Logische Syntax der Sprache*⁸⁹ eingeführten Unterscheidung in sogenannte Objekt- und Pseudo-Objektsätze, die durchaus als eine Vorwegnahme seiner späteren Intern-Extern-Unterscheidung⁹⁰ aufzufassen ist. In diesem Zusammenhang argumentiert Carnap, dass es zum Zweck des Sprechens über eine neue Art von Wesenheiten der Einführung eines Sprachsystems neuer Sprechweisen bedarf, d.h. mit anderen Worten der *Konstruktion* eines entsprechenden linguistischen Begriffsrahmens.⁹¹

Wesentlich mitbedingt war Carnaps Differenzierung in interne und externe Aussagen durch eine damit verbundene Metaphysikkritik, auf die an dieser Stelle aber nicht weiter eingegangen werden muss. Zentral für unseren Zusammenhang ist lediglich die auffällige Nähe zu Wittgensteins Begriff der grammatischen Regel (extern) und der durch sie semantisch definierten und innerhalb eines bestimmten Notationssystems verwendeten wahren und falschen Sätze (intern). So bemerkt Carnap etwa im Zusammenhang der Dingsprache, dass die Entscheidung für ein solches Sprachsystem keinesfalls ontologische Implikationen über Gegenstände bedingt, sondern dass dadurch lediglich die Akzeptanz einer bestimmten Sprachform zum Ausdruck kommt.⁹² Hierbei wird besonders deutlich, dass die Frage des

93 Cf. *ibid.*, pp. 206-215.

94 Sauer, Werner: Carnaps Verwerfung der Metaphysik. In: *Conceptus* XXVI, 68-69 (1992/93), p. 157.

95 Cf. Carnap, R: Testability and Meaning. In: Ammerman, Robert R. (Hg.): *Classics in Analytic Philosophy*. New York: McGraw-Hill 1965, p. 169.

Begriffsrahmens auch für Carnap eine solche der *Entscheidung* ist. D.h., ganz analog zu Wittgensteins Charakterisierung unserer grammatischen Regeln als willkürlich, sind auch die Carnap'schen Notationssysteme durch keinen Realitätsbezug zu rechtfertigen und daher ausschließlich eine Frage eigener Präferenzen. Diese Auffassung erlaubt natürlich ganz entsprechend auch die Einführung von Sprachsystemen alternativer Sprechweisen.⁹³ In diesem Zusammenhang bemerkt Werner Sauer, »so ist auch die erkenntnistheoretische Position des Empirismus Sache eines Sprachvorschlags«⁹⁴ und verweist auf eine Stelle aus dem Jahr 1936, in welcher Carnap explizit von der *Konstruktion* eines Sprachsystems spricht; Carnap betont in diesem Zusammenhang nochmals, dass die Präferenz einer bestimmten Notation ausschließlich auf der *Entscheidung* für oder gegen eine bestimmte Sprachform beruht.⁹⁵ Die Tatsache, dass es sich dabei um ganz gleichwertige Alternativen von Begriffsrahmen handelt, zeigt also besonders deutlich Carnaps Abkehr vom Gedanken der Einheitswissenschaft und einer damit verbundenen Einheitssprache.

Anhand jener drei den philosophischen Diskurs der Moderne dominierenden Denker lassen sich also ganz offensichtlich auch wissenschaftsimmanent universalistische und pluralistische Ausrichtungen erkennen und rekonstruieren. Die entsprechenden philosophischen Überlegungen, über die paradigmatisch berichtet wurde, entsprechen wohl allgemeinen Tendenzen der Zeit. Sie verdanken sich in dieser Argumentationsdichte jedoch indirekt auch einem ganz konkreten wissenssoziologischen Kontext: Der pluralistischen, heterogenen Lebenswelt der zentraleuropäischen Region. Nicht erst in der Postmoderne, sondern bereits in den Jahrzehnten um 1900 wurde man sich also der Pluralitäten, Heterogenitäten und Differenzen in einem sich wandelnden sozial-kulturellen Umfeld bewusst und begann darüber zu reflektieren.

Univ. Prof. Dr. Moritz Csáky, Jahrgang 1936, Studium der Philosophie, Theologie und Musikwissenschaft in Rom, Paris und Wien. 1984–2004 Ordinarius für Österreichische Geschichte an der Universität Graz, Prof. Associé à l'Université Laval/Québec. Mitglied der Österreichischen und Ungarischen Akademie der Wissenschaften 1997–2005 Leiter des *SFB Moderne – Wien und Zentraleuropa um 1900* (Graz).

Kontakt: kkt@oeaw.ac.at

Dr. Johannes Feichtinger, Jahrgang 1967, Studium der Geschichte, Germanistik und Medienkunde an der Univ. Graz. Mitarbeiter der *Wiener Wittgenstein Ausgabe* (Cambridge, GB), sowie an den FWF-Projekten *Die Steiermark unter britischer Besatzung 1945–1955* und *Austrian Refugee Scholars* und am *SFB Moderne – Wien und Zentraleuropa um 1900*. 1999/2000 Gastprofessor an der Univ. of Arkansas at Little Rock (UALR), seit 2004 Mitarbeiter der *Kommission für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte* der ÖAW, Lehrbeauftragter an der Univ. Graz. Mitherausgeber des *Kulturwissenschaftlichen Jahrbuches Moderne*.

Kontakt: johannes.feichtinger@oeaw.ac.at

Mag. Peter Karoshi, Historiker, 1999–2005 Mitarbeiter des *SFB Moderne* an der Universität Graz.

Kontakt: Peter.karoshi@uni-graz.at

Dr. Volker A. Munz, Studium der Philosophie, Volkswirtschaftslehre und Wirtschafts- und Sozialgeschichte in Mannheim, Swansea (Wales), London und Graz. 2001–2005 Mitarbeiter des *SFB Moderne – Wien und Zentraleuropa um 1900* (Graz). Seit 2005 Leiter des FWF-Projektes *Ludwig Wittgenstein. The Whewell's Court Lectures 1937–1947* am Institut für Geschichte der Universität Graz.

Kontakt: volker.munz@uni-graz.at